

Wolfgang Bachofer (Hamburg/Veszprém)

Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache

oder: Martin Luther hat das Neuhochdeutsche
nicht erfunden!¹

1. Einführung

An den Anfang meiner Ausführungen setzte ich eine Negativbeschreibung, die aber zugleich deutlich macht, weshalb die Entstehung, Entwicklung, Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache ein so zentrales Thema der Sprachwissenschaft, genauer: der diachronen Linguistik, ist: Es gibt weder das Althochdeutsche² noch das Mittelhochdeutsche³, nicht das Altsächsische⁴ noch das Mittelniederdeutsche⁵. Aber es gibt Tendenzen der Vereinheitlichung: Die Mittelhochdeutsche Dichtersprache des 13. Jahrhunderts und die Mittelniederdeutsche Schriftsprache der Hanse im 13.-15. Jahrhundert. Insgesamt ist von stark mundartlich geprägter Schriftsprache bis ins 15. Jahrhundert auszugehen — vom gesprochenen Deutsch ganz zu schweigen!

Ansätze zu einer überregionalen Schreibsprache finden wir im Spätmittelalter auf drei Ebenen:

- Da ist zunächst die Prager Kanzlei, besonders unter Kaiser Karl IV. Er öffnet den Humanisten die Pforten seines Hofes, und er holt Kanzleimitarbeiter aus den verschiedensten Regionen in seine „Zentralverwaltung“ — so etwas müssen wir uns unter dem Terminus „kaiserliche Kanzlei“ vorstellen, nicht eine „Schreibstube“, in der ein paar Kopisten wirken — die natürlich versuchen müssen, einen einheitlichen Duktus für alle Schriftstücke zu finden, die Prag in alle Richtungen des Reiches verlassen.

Diese „Prager Kanzlei-Sprache“ geht in der Folgezeit wieder verloren — sie kam „vielleicht zu früh“, meint Fritz Tschirch, erst „100-150 Jahre später innerhalb des kursächsisch-wettinischen und österreichisch-habsburgischen Einflußbereichs“ konnte eine solche Kanzleisprache erfolgreich sein.⁶

- Als zweites haben wir die Sprache der Hanse, die aber zeitlich und räumlich begrenzt bleibt und interessanterweise mit der Reformation untergeht: Die Luther-Bibel siegt über die niederdeutsche Bibelübersetzung von 1494 und die Bughagen-Bibel von 1534, obwohl diese ein halbes Jahr vor der ersten vollständigen Luther-Bibel erschienen ist.

- Schließlich gibt es da noch das „Gemeine Deutsch“,⁷ ein im 14. und 15. Jahrhundert immer wieder auftretendes Wort, um dessen Interpretation es viel Streit unter den Gelehrten gegeben hat.

Der früheste Beleg (1384) stammt von dem Wiener Lesemeister Leopold Stainreuter, der in einer theologischen Schrift der lateinischen Rhetorik folgen will und dadurch gelegentlich gegen die Wortfolge des „gemeinen Deutsch“ verstoßen werde:

Man möge verstehen, schreibt er, „ob ich etwenn an dem ersten setze ein wort oder einen sinn, der in gemeinen teutsche an das leste gehoret“,⁸ denn dann folge er den Regeln der lateinischen Syntax. Was Stainreuter also selbst schreibt, ist eine humanistische deutsche Kunstprosa, die sich von der allgemein üblichen Ausdruckweise in Wort und Schrift weit entfernt. In diesem Sinne gebrauchen auch die übrigen Autoren des 15. Jahrhunderts das Wort „gemeines Deutsch“ und so meint es auch Luther in den Tischreden:

Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten-Höfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzeley, darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian, und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen etc. haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.⁹

Daß diese Meinung Luthers eine Fiktion war, beweist der Auszug aus einer Anweisung für Berufsschreiber aus Köln 1527, gedruckt bei Servatius Kruffter „Formulare und duytsche Rethorica“:

Eyn schriuer wilcher land art der in duytscher nacioin geboren is/sal sich zo vur vyß flyssigen/dat he ouch ander duitsch/dan als men in synk land synget/schriuen lesen und vur nemen moeg. Als is he eynd Franck/Swob/Beyer/Rynlender etc. sall (sc. he) ouch sassenscher/merckyscher sprache eyns deyls verstandt hauen Des gelichen wederumb/is einer eyn Saß/Merker etc. he sal sich des hochduytschen myt flissigen. dan eynem berömden schriuer kumpt mencher leye volck zo hant/vnd wan als dan eynn ytlicher wulde ader südde syngen als ym der snauel gewassen were/so bedörfft men wail tussen eynem Beyeren vnd Sassen eyn tolmetsch.¹⁰

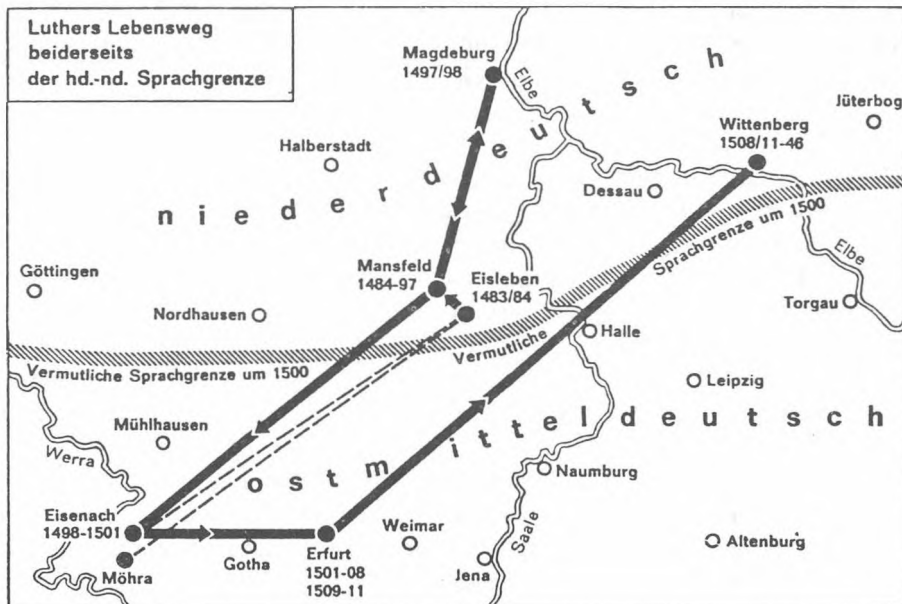
Aber gerade dieses letztes Zitat zeigt auch, daß es eine Notwendigkeit war, eine einheitliche deutsche Schreibsprache zu entwickeln. Dies hatte folgende Gründe:

1. Es gab wirtschaftliche Notwendigkeiten, denn Handel, Produktion und Vertrieb mußten sich den veränderten und vor allem vergrößerten Märkten anpassen.
2. Der Streubesitz der deutschen und europäischen Fürstenhäuser mußte verwaltet werden — schon vor dem 30jährigen Krieg gleicht die Landkarte Deutschlands einem Flickenteppich.

3. Die Buchdrucker und Verleger wollen ihre deutschsprachigen Bücher absetzen (wie langwierig dieser Prozeß war, beweist die Tatsache, daß erst 1681 die Zahl der produzierten deutschsprachigen Bücher die der lateinischen übersteigt).
4. Schließlich kann auch — zumindest bei Intellektuellen — die Erkenntnis des Zusammenhanges von Sprache und Nation, der bei den Engländern und Franzosen deutlich fortgeschritten war, eine Rolle gespielt haben.

Alle diese Motive für eine Vereinheitlichung der deutschen Schriftsprache — und um diese, nicht um das kommunikative Deutsch auf den Märkten, in den Versammlungen der Stände und Zünfte oder selbst in der Predigt geht es — führen um 1500 zu einer plurizentrischen Einigung. Dies ist der entscheidende Unterschied zu allen früheren Erklärungsmodellen.¹¹ Nicht von einer Landschaft ging die Einigung aus, sondern das Zusammengehen der Gelehrten, der Kanzlisten und der Drucker aus dem ostmitteldeutschen und dem ostoberdeutschen Raum — in Dialekten ausgedrückt: durch das Zusammenwirken von Ostmitteldeutschen, Ostfranken und Ostbayern — führte zu einem einheitlichen neuen Deutsch, zu einem Neuhochdeutsch! Und in diesem Prozeß konnte nun auch Luthers Platz und Bedeutung neu bestimmt werden.

Luther stammt aus dem niederdeutschen Raum, aber er wechselt im Laufe seines Lebens häufig in den mitteldeutschen. Daß seine Muttersprache Niederdeutsch war, können wir z. B. an einem Reim in einem Kirchenlied erkennen: Luther reimt dort „rufen: öffne“, was niederdeutsch rein klingt: „rópen: ópen“.¹² Luther schreibt zunächst landschaftsgebunden und uneinheitlich.



Tafel 1: nach TSCHIRCH, FRITZ, a. a. O., 107.

Dann bedient er sich mehr und mehr einer ostmittel-ostoberdeutschen „Schreibunion“, wie wir dem schon vorgetragenen Zitat entnehmen können: „Ich rede nach der sächsischen Canzeley“.

Und in dieser Sprache übersetzt er die Bibel und verhilft damit — d. h. mit der Verbreitung seiner Bibelübersetzung — dieser Einheitssprache zum Siege.

Die sogenannte „September-Bibel“, die Übersetzung des Neuen Testaments von 1522 — noch ohne Verfasser-, Verleger-, Drucker- und Jahresangabe — ist bei einer wahrscheinlichen Auflage von 3.000 bis 5.000 Stück so rasch verkauft, daß noch im gleichen Jahre eine — immer noch anonyme — zweite Auflage erforderlich wurde. Schon im nächsten Jahre gibt es die ersten Raubdrucke und Übersetzungen ins Niederdeutsche, Niederländische und Dänische. Die 3. Auflage von 1524 offenbart dann den Autor/Übersetzer, was die Verbreitung des Lutherschen Neuen Testaments nur beschleunigt. Ich zähle nicht die vielen Übersetzungen und Auflagen auf, sondern fasse die erstaunliche Verbreitung mit Fritz Tschirch wie folgt zusammen:

Eine vorsichtige Berechnung auf der Grundlage einer durchschnittlichen Auflagenhöhe von 2.000 Stück und einer Bevölkerung von 15 Millionen um 1525 ergibt, daß im Jahre 1533 jeder 70. Deutsche bzw. jeder 10. deutsche Haushalt ein Luthersches NT besaß.¹³

Die Übersetzung des Alten Testamentes wurde ebenso stürmisch aufgenommen, wobei vor allem zu beachten ist, daß diese Übersetzung wie ein Fortsetzungsroman, d. h. in fortlaufenden Teilen und später in Sonderausgaben der einzelnen Bücher, erschien.

Für die Gesamtverbreitung bemühe ich nochmals Tschirch, der errechnete, daß bei einer Auflage von 2.000 Stück pro Auflage zur Zeit von Luthers Tod jeder 17. Deutsche, d. h. jede 2 1/2. Familie einen Druck oder Teildruck seiner Bibelübersetzung besessen hat.¹⁴

Die ganze Breitenwirkung dieser neuen Sprache wird einem aber erst ganz deutlich, wenn man bedenkt, daß gleichzeitig mit der Verbreitung der Lutherschen Bibelübersetzung die Reform des Gottendienstes einherging. Und hier wirkt Luther mit seiner Kirchenpostille, einer predigtartigen Auslegung der Perikopen der Advents- und Weihnachtszeit, von 1522 — zu seinen Lebzeiten 15 mal nachgedruckt! —, mit seinen Beiträgen zum evangelischen Gesangbuch (insgesamt 38 Lieder) und schließlich mit dem Großen und Kleinen Katechismus, der bis in das 20. Jahrhundert hinein den evangelischen Religionsunterricht beherrschte.

Die Literaten des 16. Jahrhunderts stehen zunächst alle im Banne Luthers, auch die Katholiken wie Emser und Dietenberger schreiben „lutherisch“. Nur in der Schweiz gibt es durch Zwingli eine eigenständige Schweizerische Variante der deutschen Schriftsprache: Die Zürcher Bibel von 1530. Nach Zwinglis Tod wird bei einer Neuauflage seiner Bibelübersetzung die Diphthongie-

rung durchgeführt und damit die Verbreitung der Zwingli- oder Calvinisten-Bibel zumindest in Oberdeutschland gesichert.

Ab Mitte des Jahrhunderts melden sich dann die ersten Kritiker zu Wort: Ägidius Tschudi (1505-1572) geißelt die „nasweisen Kanzler und consistorischen Schriber“ und Johann Fischart (1550-1589) nennt die Sprache der Kanzleien ein „Dintendeutsch“. ¹⁵ Hier macht sich die Rückbesinnung auf Luther bemerkbar, dessen „Schreibe“ auch immer etwas von „Rede“ spüren ließ. Und so, „dem gemeinen Manne aufs Maul schauend“, schreiben denn auch Luthers Parteigänger, die es natürlich leichter haben als die Gegenreformatoren.

Wichtig ist auch, daß sich im niederdeutschen Raum durch die Lektüre der Lutherschen Schriften allmählich eine hochdeutsche und das ist eben eine Meißnische Sprache in der gesprochenen Sprache durchsetzt: Niederdeutschland wird zweisprachig!

Der Erfolg dieser Aneignung ist, daß hier ein dialektfreies Hochdeutsch entsteht — noch heute heißt es, daß in Hannover das reinste Hochdeutsch gesprochen wird! Und nicht von ungefähr kommt der erste Grammatiker dieses Hochdeutschen, Justus Georg Schottel (1612-1676), aus Einbeck.

* * *

Ich überspringe jetzt die etwa 100 Jahre nach Luthers Tod, in der sich eine rückläufige Entwicklung hinsichtlich der deutschen Sprache bemerkbar macht, die Alà-mode-Zeit, und gehe zum Abschluß auf das Programm für die Spracharbeit der nächsten drei Jahrhunderte, das Georg Philipp Harsdörffer 1644 formulierte, ein:

- I. Daß die Hochtutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande / ohne Einmischung fremder ausländischer Wörter / auf das möglichste und thunlichste erhalten werde. (*Spracheinheit*)
- II. Daß man sich zu solchem Ende der besten Aussprache im Reden / und der zierlichsten gebunden = und ungebundener Schreibarten befleissige. (*Sprachschönheit*)
- III. Daß man die Sprache in ihre grundgewisse Richtigkeit bringe / und sich wegen einer Sprache und Reimkunst vergleiche / als welche gleichsam miteinander verbunden sind. (*Sprachrichtigkeit*)
- IV. Daß man alle Stammwörter in ein vollständiges Wortbuch samle / ... (*Wörterbuch*)
- V. Daß man alle Kunstwörter von Bergwerken / Jagrechten / Schiffarten / Handwerkeren / u. d. g. (*und dergleichen*) ordentlich zusammentrage. (*Fachwörterbücher*)
- VI. Daß man alle in fremden Sprachen nutzliche und lustige Bücher / ohne Einmischung fremder Flickwörter / übersetze... (*Gute Übersetzungen*)

Dieses alles zu leisten ist viel mühesamer, schreibt *HARSDÖRFFER*, als der *Uneingeweihte* in einem Nun erkennen und eilschwülstig (*in aufgeblasener Eilfertigkeit*) beurtheilen kan. Er weiß, daß ein so großes Werk geraume Zeit /

gesamte Handanlegung aller Teutschlieben-Gemüther / [...] / und dann grosser Herren gnädige Handbietung erfordert. *Damals wie heute die gleiche Situation: Große wissenschaftliche Unternehmungen erfordern Zeit, die Zusammenarbeit Gleichstrebender und die Finanzierung durch wohlwollende Geldgeber.*¹⁶

Wichtig ist hier — neben allem Grundsätzlichen — auch die Herausbildung einer neuen Bedeutung für das Wort „hochdeutsch“. Bis weit in das 15. Jahrhundert hinein wird dieses Wort synonym für „oberdeutsch“ und als Opposition zu „niederdeutsch“ gebraucht. Daneben steht „oberländisch“ und „niederländisch“, wobei das letztere wiederum ein Problem in sich birgt: es ist nicht = neuniederländisch oder holländisch.

Bei den Mitgliedern der Sprachgesellschaften meint „hochdeutsch“ aber das „Meissnische, welches die rechte Hochdeutsche Mundart ist“ (Zeesen 1641 in seinem *Hochdeutschen Helikon*).

Schottel schreibt in der 2. Auflage der *Teutschen Sprachkunst*: „Die Hochteutsche Sprache [...] ist nicht ein Dialectus eigentlich, sondern Lingua ipsa Germanica.“ Und Kaspar Stieler sagt 1691 in seinem Wörterbuch „Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz“: „Hochdeutsch, dieweil die andere teutsche Mundarten, sie seyen Niederländisch, Sächsisch, Schweizerisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, Fränkisch, ja sogar Meißnisch, diese hochteutsche Sprache [...] nicht ist.“ Er meint sogar, dieses Hochdeutsch sei bereits allgemein auf Reichstagen, in Kanzleien und Gerichten, auf den Kanzeln der Kirchen und Universitäten und im allgemeinen Schriftverkehr im Gebrauch. Dies stimmt mit Sicherheit nicht für die mündliche Rede!¹⁷

Um 1650 vollzieht sich der Übergang vom „Meißnischen Deutsch“ zum „Hochdeutschen“, das über allen Mundarten steht. Es ist nicht aus einer Mundart erwachsen und von einer Person geformt, sondern es ist eine künstliche Schöpfung von Gelehrten, die diese Sprache aber selbst in Kunst und Wissenschaft beispielgebend gebrauchten.

Der weitere Konsolidierungsprozeß ist dann mit Namen wie Gottsched und Lessing, Adelung und Campe, Goethe und Schiller, und schließlich Raumer, Duden und Siebs besetzt und findet um 1900 seinen Abschluß — mit der Orthographiekonferenz von 1901 und der Ausspracheregulung von 1898.¹⁸

Anmerkungen

1. Vortrag, gehalten am Germanistischen Institut der ELTE am 25. November 1994.
2. BRAUNE – EGGERS: *Althochdeutsche Grammatik*. 13. Auflage. Tübingen 1975, S. 4.
3. PAUL – WIEHL – GROSSE: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 23. Auflage. Tübingen 1989, S. 9.
4. CORDES, GERHARD: *Altniederdeutsch*. — In: ALTHAUS – HENNE – WIEGAND: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. 2. Auflage. Tübingen 1980. S. 576.
5. EGGERS, HANS: *Deutsche Sprachgeschichte*. Bd. 2. Reinbek 1986, S. 78f.

6. TSCHIRCH, FRITZ: *Geschichte der deutschen Sprache*. 2. Teil. 3. Auflage. Bearb. von Werner Bech. Berlin 1989, S. 94.
7. s. Anm. 5, S. 152-154. Und: Anm. 6, S. 94f.
8. Zitiert nach EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 153.
9. Zitiert nach EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 151.
10. Zitiert nach TSCHIRCH, FRITZ, Anm. 6, S. 97.
11. Müllenhoff 1863 Kontinuitätstheorie, Burdach 1884 Prag-These, Frings 1936 koloniale Ausgleichssprache, die monozentrisch argumentierten.
12. Aus der Nachdichtung des 130. Psalms *Aus tiefer Not* zitiert nach TSCHIRCH, FRITZ, Anm. 6, S. 108.
13. TSCHIRCH, FRITZ, Anm. 6, S. 110.
14. a. a. O. S. 111.
15. EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 190.
16. AUS: EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 245.
17. Zitate nach EGGERS, HANS, Anm. 5, S. 248f.
18. DUDEN, KONRAD: *Deutsche Rechtschreibung*, 1872; überarbeitete Auflage 1902. SIEBS, THEODOR: *Deutsche Bühnenaussprache*. 1898.

